

Die ‚Kunstwart-Debatte‘ – Kontroversen um Assimilation und Kulturzionismus

Manfred Voigts

1912 erschien in der konservativen Literatur- und Kunstzeitschrift *Kunstwart* der Aufsatz *Deutsch-jüdischer Parnaß*, dessen Autor Moritz Goldstein (1888–1977) damals fast unbekannt war (vgl. Voigts 2014). Dieser Aufsatz, der sich mit der schwierigen Situation der Juden in Deutschland auseinandersetzte, löste eine breite Debatte aus, die zu einem Teil in den folgenden Heften des *Kunstwart* gedruckt wurde, die aber auch in anderen Zeitschriften geführt wurde. Goldstein forderte – und darin lag der Skandal – die Loslösung der Juden aus dem deutschen Geistesleben und den Aufbau einer spezifisch jüdischen Kultur, Forderungen, die bisher nur von den Zionisten erhoben wurden. Die ‚Kunstwart-Debatte‘ gilt als eine der wichtigsten jüdisch-kulturellen Debatten der Jahre vor 1914. Ihre Wirkung konnte widersprüchlicher nicht sein: Für Walter Benjamin war sie der erste Anlass, sich mit dem Thema Judentum zu beschäftigen, für Max Brod war sie ein wichtiger Schritt zur Klärung seiner eigenen Position (Brod 1960, 73–74). Aber auch die Gegenseite, die Völkischen und sogar die Nationalsozialisten sahen sich durch Goldstein bestätigt. So wurde er zustimmend in dem antisemitischen *Handbuch der Judenfrage* von Theodor Fritsch erwähnt (Fritsch 1938, 320, 512–513), wobei der Satz aus Goldsteins Aufsatz, der bis in die wissenschaftliche Literatur als Kernaussage zitiert wird, besondere Beachtung fand: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht.“ (Goldstein 1912a, 42; Original kursiv) Und sogar Hitler selbst hat am 30. Januar 1939 in seiner Rede über Deportation und Völkermord auf ihn angespielt, als er sagte: „Vor allem aber die deutsche Kultur ist, wie schon ihr Name sagt, eine deutsche und keine jüdische, und es wird daher auch ihre Verwaltung und Pflege in die Hände unseres Volkes gelegt.“ (Hitler 1988, 71) Der Aufsatz wurde als politische, als nationaljüdische bzw. zionistische Stellungnahme bewertet.

Moritz Goldstein selbst wehrte sich 1957 gegen jede politische Vereinnahmung. Sein Aufsatz habe kein Aktionsprogramm vorgeschlagen, er habe sich nur von seinen quälenden Problemen befreien wollen, indem er sie durchdachte (Goldstein 1957, 250). Sein Artikel sollte kein Programm sein, sondern eine „confession“ (Goldstein 1957, 245). Sein Aufsatz „macht keinen Vorschlag zur Lösung und treibt überhaupt keine Politik, wie er vielfach missverstanden worden ist. Er stammt aus der seelischen Not des deutschen Juden, der schreibt, und bekennt diese Not. Wenn man will, mag man ihn lyrisch nennen.“ (Goldstein 1982, 197 und Goldstein 1977, 104): ‚Lyrisch‘ als schärfster Gegensatz zu ‚politisch‘. Ob diese Darstellung so richtig ist, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Goldstein nämlich hat noch innerhalb der Debatte auf eine Bitte des zionistischen Jüdischen Verlages die kleine Schrift

Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur verfasst, und es ist bemerkenswert, dass der Verfasser diese Veröffentlichung in seinen Erinnerungen an den *Kunstwart*-Aufsatz nirgends erwähnte. Die Debatte selbst wurde fast ausschließlich von Zionisten und Antisemiten geführt. Wir stehen also vor der Situation, dass wir eine literarisch-politische Diskussion zu analysieren haben, deren Autor sich durch diese Debatte, die ihn geradezu berühmt machte, nicht verstanden sah.

Vor dem Aufsatz *Deutsch-jüdischer Parnaß* hatte Goldstein 1906 zwei andere Aufsätze in der Zeitschrift *Ost und West* veröffentlicht: *Über das Wesen des Judentums* und *Geistige Organisation des Judentums*. Während sich der erste Aufsatz mit der Besonderheit der jüdischen Religion befasst und zu dem Ergebnis kommt, dass sich diese grundsätzlich von allen anderen Religionen darin unterscheidet, dass sie auf einem vollkommen unbestimmten und abstrakten Gottesbegriff gründet, gibt der zweite schon eine ausführliche Darstellung der historischen Voraussetzungen, von denen der *Kunstwart*-Aufsatz ausgeht.

Goldsteins Ausgangspunkt war die Trennung von Humanismus und Individualismus. Der Humanismus, ein Ergebnis der Französischen Revolution, habe den Philosemitismus hervorgebracht, aber diese Zeit sei vergangen, die mit der Französischen Revolution verbundenen Begriffe ‚Weltbürgertum‘ und ‚Internationalismus‘ wirkten „schon fast altväterlich“, wie er im *Kunstwart*-Aufsatz schrieb (Goldstein 1912a, 52). Die „Weltlage“ habe sich geändert, ein neues „Lebensprinzip“ sei jetzt wirksam: „Der Individualismus.“ (Goldstein 1906, 23). Während der Humanismus die Gleichheit aller Menschen voraussetze, glaube der Individualismus an die „natürliche Verschiedenheit“, das Humanitätsideal „sah den Wert des Einzelnen in einem höheren Menschentume, das allen gemeinsam ist; der Individualismus sieht ihn in der ausgeprägten Persönlichkeit, die jedem besonders und eigentümlich ist.“ (Goldstein 1906, 23–24) Das, was für die einzelne Persönlichkeit gelte, müsse „auf die Gesamtheit der Nation übertragen“ werden (Goldstein 1906, 24), und daher sei die Aufgabe gestellt, das „deutsche Judentum zu einer Individualität zusammenzuschliessen; die Gesamtheit der deutschen Juden zu einer Persönlichkeit zu machen“ (Goldstein 1906, 27, im Original hervorgehoben), sei der Weg zum ‚Nationaljudentum‘. Der Individualismus gelte aber nicht nur für die Juden: „Dasselbe Lebensgefühl, das uns zu Nationaljuden macht, macht die Gegenseite zu Antisemiten. Wir müssten beide nicht Kinder unserer Zeit sein, wenn wir nicht Nationaljuden und jene nicht Antisemiten sein sollten.“ (Goldstein 1906, 25) Goldstein scheint nicht bewusst gewesen zu sein, dass seine Vorstellung von nationaler Individualität von Herder, aus dem Freiheitskampf der Deutschen gegen Napoleon und aus der Berliner Frühromantik stammte, eine Vorstellung, die schnell eine antisemitische Tendenz entwickelte.

Zwischen 1906 und 1912 hatte sich die Situation verschärft, die antisemitischen Tendenzen gerade innerhalb der gebildeten Schichten und in den Universitäten traten

deutlicher hervor. Nicht nur Goldstein, auch Arthur Landsberger, ein bekannter jüdischer Roman-Autor, wollte die Judenfrage offensiv diskutieren und mit dem von ihm herausgegebenen Buch *Judentaufen* – wohl erst nach der *Kunstwart*-Debatte erschienen (Blumenfeld 1962, 102) – den Mut stärken, „den Dingen so, wie sie in Wirklichkeit liegen, in die Augen zu sehen“ und mit der „Leisetretere“ aufzuhören, „die in jedem Versuch, über diese Dinge zu reden, eine schwere Schädigung jüdischer Interessen sieht.“ (Landsberger 1912, 72) Mit der ‚Leisetretere‘ waren die liberalen Juden gemeint, die in diesem Jahr das ‚Antizionistische Komitee‘ gründeten.

Erst nachdem Goldstein von zwei anderen Zeitschriften Absagen erhalten hatte, nahm der Herausgeber Ferdinand Avenarius, dem das Thema sehr gelegen kam, den schon 1911 verfassten Aufsatz an. Das Echo war so groß, dass Avenarius nur einen kleinen Teil der Zuschriften im *Kunstwart* abdrucken konnte, der den über dreifachen Raum als der Aufsatz selbst beanspruchte.

Obwohl Goldstein die Grundidee seines Aufsatzes von 1906 nicht wieder darlegte, so stand sie doch im Hintergrund: Die Hoffnung, die Stellung der Juden zu verbessern, erschien ihm illusionär, die Jahre von Humanität, Emanzipation und Toleranz seien nur eine kurze Epoche „scheinbarer Versöhnung“ gewesen (Goldstein 1912a, 55). Mit vernünftigen und aufklärenden Argumenten sei nichts mehr auszurichten: „Was ist damit bewiesen? Daß ihr Haß *echt* ist.“ (Goldstein 1912a, 48) Goldstein ging davon aus, dass die Emanzipation der Juden in Deutschland gescheitert sei: „Aber mögen wir uns immerhin ganz deutsch fühlen, *die anderen fühlen uns ganz undeutsch*.“ (Goldstein 1912a, 47) Dies gelte sogar für ganz Europa: „Europa ist aber nicht gerecht, sondern bei aller ‚Zivilisation‘, sobald es sich um Juden handelt, von einer wahrhaft barbarischen Ungerechtigkeit.“ (Goldstein 1912a, 44)

Die Tradition der Menschenrechte war für Goldstein beendet, jetzt stehe man in einer Epoche der Konkurrenz der Nationen in „Anwendung der modernen Ideen des nationalen Individualismus auf die Juden“ (Goldstein 1912a, 52). Die deutsche Kultur aber sei keineswegs übermächtig. In Umkehrung der Vorstellung einer jüdischen Assimilation an die deutsche Kultur schrieb Goldstein nun: „Immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen. [...] *Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht*.“ (Goldstein 1912a, 42) Diese Aussage machte Goldstein, als er selbst im Bong-Verlag die Neuausgaben der ‚Goldenen Klassiker-Bibliothek‘ leitete und somit ‚verwaltete‘. Nicht ohne Widerspruch zu dieser Aussage stellte er fest, es sei „doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, *daß deutsche Kultur zu einem nicht geringen Teil jüdische Kultur ist*.“ (Goldstein 1912a, 54)

Der Antisemitismus erwachse vor allem aus der Vermischung von Jüdischem und Nichtjüdischem, es sei daher notwendig, dass „Juden und Nichtjuden reinlich geschieden“ werden. Durch die Trennung werde „die *Übertreibung des Nationalitätsprinzips* aufhören.“ (Goldstein 1912a, 56) Die Notwendigkeit der Trennung betreffe vor allem die kulturell assimilierten Juden, sie wollte Goldstein hier „zwingen,

sich als Juden zu bekennen oder sich taufen zu lassen.“ (Goldstein 1912a, 49) Man müsse „sich laut und rücksichtslos, ich möchte beinahe sagen schamlos als Juden bekennen“ (Goldstein 1912a, 56) und seinen „eindeutig kompromittierenden Namen“ nicht hinter deutschen Namen verstecken, man solle „überall und unbedingt als Jude wirken.“ (Goldstein 1912a, 56) Denn „wenn die Juden nicht als Juden etwas wert sind, so sind sie überhaupt nichts wert.“ (Goldstein 1912a, 52) Die Wahrheit sei zwar nicht national begrenzt, dagegen „aber gibt es nationale *Kunst*. Ja, es gibt *nur* nationale Kunst“ (Goldstein 1912a, 52). Wenig später aber schrieb er: „Fast alle Kulturerscheinungen sind in Europa längst international: Humanismus und Renaissance waren es, Romantik und Naturalismus desgleichen.“ (Goldstein 1912a, 56) Der Widerspruch ist offensichtlich, wurde aber von den Zionisten wenig beachtet.

Das Problem, vor das Goldstein, der später als Journalist unter dem Pseudonym ‚Inquit‘ berühmt wurde, sich gestellt sah, kann durch seine Darstellung des jüdischen Journalisten verdeutlicht werden. „Warum gibt es so viele jüdische Journalisten? Ein Journalist ist ein Spiegel: die Bilder des Tages auffangen und zurückwerfen, das ist seines Wesens. Ist es jüdisch, nur Spiegel zu sein, statt selbst zu schaffen? Ihr behauptet es, viele glauben es. Ich aber sage: nein!“ Aber nur als „Spiegel, anschiemig, gewandt“ könne man sich „in einer Umgebung von Verächtern“ durchsetzen. Die Massen der Juden waren für Goldstein anschiemige Assimilanten. „Wer aber mehr war, wer zur Ganzheit der Persönlichkeit strebte, der mußte an der Unmöglichkeit, ganz zu sein, zerbrechen.“ (Goldstein 1912a, 49). Tatsächlich aber hatte die Konzentrierung von Juden im Beruf des Journalisten einen anderen Grund: dieser Beruf hatte im undemokratischen kaiserlichen Deutschland einen schlechten Ruf, wo man konnte, zog man sich aus ihm zurück. Juden waren gezwungen, die Berufe zu ergreifen, „die ihnen jeweils belassen werden“ (Miller 1936, 14), und solch ein Beruf war der des Journalismus. Goldstein aber ging es nicht um eine soziologische Beschreibung, er war kein Politiker, er verstand sich als Schriftsteller und sah daher nur eine Möglichkeit, dem Dilemma, dass es keine hochstehende jüdische Literatur gab, zu entkommen, nämlich „die *Schaffung eines neuen Typus Jude*, neu nicht im Leben, sondern in der Literatur.“ (Goldstein 1912a, 57) Wenig später: „Der Jude, der unser Ebenbild ist, unser jüdisches Ideal des Juden fehlt noch. Jüdische Dichter, heran!“ (Goldstein 1912a, 58) Hier sehen wir einen Widerspruch: Einmal soll ein ‚neuer Typus Jude‘ geschaffen werden, dann aber ist das jüdische Ideal das ‚Ebenbild‘ des vorhandenen Juden.

Goldstein sah zwar die Möglichkeit einer genuin jüdischen neuhebräischen Literatur, aber ein „Sprung“ in diese Literatur war ihm unmöglich: „Wir aus dem Ghetto Entlaufenen, wir glücklich-unglücklichen Erben westeuropäischer Kultur, wir Ewig-Halben, wir Ausgeschlossenen und Heimatlosen, wir können mit dieser neuen Möglichkeit nichts anfangen. [...] Denn wir deutschen Juden, wir *heute Lebenden*, wir können ebenso wenig hebräische Dichter werden, wie wir nach Zion auswandern können.“ (Goldstein 1912a, 53) Er hoffte auf eine neue Generation.

Denn so sehr er für die ‚kulturell reinliche‘ Trennung von Juden und Nichtjuden eintrat, so unmöglich erschien sie ihm: „Denn trotz Verfolgung, Verhöhnung, Mißachtung ist das Judentum im Laufe einer mehr als tausendjährigen Gemeinschaft mit den Deutschen so eng in den Wurzeln verwachsen, daß beide nicht mehr voneinander gelöst werden können.“ (Goldstein 1912a, 53)

Für die Zukunft forderte Goldstein eine Zeitschrift, ein „*Organ, das alle schaffenden Juden, eben als Juden, vereinigt*.“ (Goldstein 1912a, 56) Diesen Plan führte er in *Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur* breiter aus. Für seine eigene Generation aber sah er nur den Kampf: „Wir führen einen Kampf mit zwei Fronten. Unsere Feinde auf der einen Seite sind die deutsch-christlich-germanischen Dummköpfe und Neidbolde. [...] Auf der anderen Seite stehen unsre schlimmeren Feinde, *die Juden*, die nichts merken, die unentwegt deutsche Kultur machen, die so tun, als ob, und sich einreden, man erkenne sie nicht. Das sind unsre wahren Feinde.“ (Goldstein 1912a, 58) Die ‚Assimilanten‘ sah er als seine schlimmsten Feinde an, obwohl er sich selbst beschrieb als von deutscher Natur und Kultur geprägt. Einerseits forderte er die klare Trennung von jüdischer und deutscher Kultur, andererseits erkannte er, dass durch die tausendjährige Gemeinschaft von Juden und Deutschen eine Trennung unmöglich wäre. Wie sehr Goldstein selbst der deutschen Kultur verbunden war, zeigt seine Distanz zur jüdischen Literatur: Nirgends zitierte er aus der damaligen zionistischen Literatur und er hat sie auch nicht gelesen (Albanis 2002, 117). Seine Position war „certainly a paradox“ (Albanis 2002, 117) und eine Lösung der Probleme unmöglich: „Ich habe gesagt, was wir wollen, was wir wollen *müssen*. Ich habe auch gesagt, warum wir es doch nicht wollen *können*. Das Problem aufzuzeigen, war meine Absicht. Es ist nicht meine Schuld, daß ich keine Lösung weiß.“ (Goldstein 1912a, 55)

Die *Kunstwart*-Debatte wurde nicht nur im *Kunstwart* geführt, sondern vor allem in jüdischen Zeitungen und Zeitschriften. Hier wurden drei Positionen innerhalb des Judentums deutlich. Die *Jüdische Rundschau*, das Organ der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, gab ihrem Beitrag den Titel *Kulturkonflikt* und erklärte kritiklos Goldsteins Position als „Plattform“, von der aus sie den „Kampf gegen den Antisemitismus“ führen wolle (Anonymus *Jüdische Rundschau*, 135). Eine diametral entgegengesetzte Position vertrat der Literaturhistoriker und langjährige Leiter des Goethe-Jahrbuches Ludwig Geiger als Vertreter der Reformjuden. Goldsteins Behauptungen seien übertrieben und, worauf auch andernorts hingewiesen wurde (H. 2002, 73; Loewenberg 2002, 109), „voller Widersprüche“ (Geiger 2002, 144), sein Aufsatz lohne „des Aufhebens wirklich nicht“ (Geiger 2002, 138). Auch innerhalb der Zionisten gab es deutlich unterschiedliche Positionen, denn die Position der *Jüdischen Rundschau* wurde von Nathan Birnbaum, der sich in *Ost und West* unter dem Pseudonym Mathias Acher zu Wort meldete, keineswegs geteilt. Er bemängelte nicht nur die Inkonsequenz Goldsteins, sondern kritisierte seine Missachtung der

ostjüdischen Literatur; man müsse nicht in die Zukunft blicken, um über eigene jüdische Literatur zu verfügen: „Die Dichter der acht oder neun Millionen Ostjuden, von mehr als zwei Dritteln der jüdischen Gesamtheit, sind ja schon jetzt in diesem Falle.“ (Acher 1912, 309) Der Soziologe und Philosoph Julius Goldstein, der seit 1925 die Zeitschrift *Der Morgen* herausgab, wies auf die problematischen geistesgeschichtlichen Wurzeln Moritz Goldsteins und vor allem der deutschen Zionisten hin: „Der antisemitische wie der jüdische Nationalismus sind, wenigstens in ihren edleren Vertretern, beides Schösslinge der deutschen Romantik.“ (Goldstein, Julius 1912, 445–446) Und er warnte: „Der verhängnisvollste Sieg, den der Antisemitismus errungen hat, ist: das Eindringen seiner Ideen in den Gedankenkreis mancher deutschen Juden.“ (Goldstein, Julius 1912, 441) Im März 1913 erschien eine Verteidigung, auf die Julius Goldstein wiederum direkt antwortete (Goldstein 1913).

Da die vielen Zuschriften, die der *Kunstwart* auf Goldsteins Artikel hin erhielt, nicht überliefert sind, kann nicht nachgeprüft werden, welche Auswahl Ferdinand Avenarius vorgenommen hat. Die Auswahl aber ist einigermaßen ausgewogen zwischen befürwortenden und ablehnenden Stimmen. Dass der letzte Beitrag allerdings Philipp Stauff, einem bekannten völkischen Schriftsteller und Journalisten, vorbehalten war und dieser nach Goldsteins Schlusswort noch einmal das Wort ergreifen durfte (Goldstein 1957, 249–250), weist auf die Parteilichkeit von Avenarius hin.

Ernst Lissauer, der die erste Zuschrift verfasst hatte, war ein begeisterter Anhänger des Deutschtums. Die Juden befänden sich in einem „Zwischenzustand“, weil sie eine Kulturgemeinschaft verlassen hätten, einer anderen aber noch nicht ganz zugehörten (Lissauer 2002, 63). Da Goldstein die Judenfrage weder geschichtlich noch soziologisch betrachte (Lissauer 2002, 65), habe er die Ursachen nicht erkannt, weshalb Juden in einzelne Berufe, so auch die Literaturkritik, gedrängt worden seien. Auch der von Goldstein angesprochene Hass gegen Juden sei historisch zu erklären: Er sei zuletzt aufgeflammt in der Epoche deutschen Hochgefühls nach dem Sieg gegen Frankreich und der Reichseinigung 1870/71 und des Aufstiegs einiger Juden zu „ökonomischer Herrschaft“: „Der Haß gegen die Juden ist aber vielfach Haß gegen den Kapitalismus.“ (Lissauer 2002, 66) Der Antisemitismus habe stark abgenommen, die Entwicklung der Juden nehme einen „natürlichen Verlauf“ und brauche Zeit: „Wir erwarten die demokratische Epoche.“ (Lissauer 2002, 67) Daher stellte er die Juden vor folgende Alternative: „Nur zweierlei ist möglich: entweder: auswandern; oder: deutsch werden.“ (Lissauer 2002, 70) Ein Judentum innerhalb Deutschlands konnte Lissauer sich nicht vorstellen, wohin aber die Juden, die Juden bleiben wollten, auswandern sollten, sagte er nicht. 1914 schrieb Lissauer folgerichtig den berühmt-berüchtigten *Haßgesang gegen England*.

Eine ähnliche Position vertrat Jakob Loewenberg (Renneke 2004), der ebenfalls historisch dachte: „Die Entwicklung der Menschheit schreitet langsam vorwärts; aber sie schreitet vorwärts.“ (Loewenberg 2002, 111) Er hielt Goldsteins Vorstellungen für einseitig und übertrieben, seine Argumentation für widersprüchlich. Die

Rettung sah er in der neuhebräischen Literatur, aber den Schritt zu ihr könne die gegenwärtige Generation nicht gehen. Loewenberg fragte, in wessen Name Goldstein denn überhaupt spreche (Loewenberg 2002, 110). Nur in der Feststellung, dass auch er den Hass gegen die Juden, der „nicht nach Recht und Gerechtigkeit“ fragt, für „echt“ und „tief“ hielt (Loewenberg 2002, 107), stimmte er Goldstein bei.

Diese weitgehend ablehnenden Stimmen kamen aus dem liberalen Lager. Zustimmung fand Goldstein in den sich feindlich gegenüberstehenden national orientierten Lagern, dem deutsch-völkischen und dem zionistischen.

Avenarius selbst stellt die *Deutsche Tageszeitung* vor als „ein Blatt von der Rechten“. Dort wird zunächst ausgeführt, dass die „Trennung der Kulturkreise“, wie sie Goldstein vorschlug, das deutsche Volk „zufrieden“ machen würde und dass es die Juden „nicht haßt“. Wenn diese Trennung vollzogen worden sei, würde auch die „Abneigung“ gegen die Juden verschwinden (Anonymus *Deutsche Tageszeitung*, 74). Da die Juden aber ihre Vorherrschaft im literarischen Bereich ausbauen werden, müsse man davon ausgehen, dass die „Beherrschung der deutschen Kultur“ nur ein Teilziel sei; „das Trachten der Judenheit geht – ihren alten Verheißungen gemäß – sehr wesentlich weiter.“ (Anonymus *Deutsche Tageszeitung*, 74–75)

Auch der Beitrag von H. M. (der Autor konnte nicht ermittelt werden) beginnt mit Zustimmung: Juden sollten sich getrost auch Juden nennen, niemandem fiele es ein, einen Juden „seines Volkstums wegen zu missachten.“ (M. 2002, 112) Aber der Selbsterhaltungstrieb zwingt zur Verteidigung und Reinerhaltung „unserer Kultur und unserer Rasse.“ Eine Formulierung Goldsteins aufgreifend heißt es dann: „Auch Europa wird gerecht sein, wenn der Jude nicht überall Deutscher oder Österreicher oder anderen Volkes sein will“ (M. 2002, 114). Max Liebermann, Hugo von Hofmannsthal oder Arthur Schnitzler dürften nicht als Deutsche auftreten und das *Berliner Tageblatt* sei keine deutsche Zeitung. Es folgt der Satz: „Als deutsch-jüdische Zeitung würden wir seine Leistungen anerkennen.“ (M. 2002, 115) Deutlicher kann man nicht machen, dass es nicht um die Leistung selbst geht, sondern um die ‚rassische‘ Zuordnung.

Der erste zionistische Beitrag zur Debatte war mit ‚H. R.‘ unterschrieben, es wurde vermutet, dies sei Hugo Rosenthal (Albanis 2002, 97), der sich als Vertreter der „Jüdischen Renaissance“ (R. 2002, 71) sah. Sie seien vor ihrer ‚Umkehr‘ (teschuwa) im Sinne Martin Bubers erfüllt gewesen „von deutschen Idealen, mit sehnender Seele alles Deutsche umfassend“, aber dann hätten sie plötzlich erkannt: „Wir haben uns geirrt!“ Der Stolz, der vorher ein „Stolz des Deutschen“ war, werde nun umgewandelt in „Judenstolz!“ Um sich zu entwickeln forderte der Verfasser ein eigenes Land: „Wir wollen eine Kultur schaffen, die eurer um nichts nachsteht.“ (R. 2002, 71)

Der zweite, ungleich gewichtigere zionistische Beitrag stammt von Ludwig Strauß (Horch 1995), der sich hier Franz Quentin nennt. Strauß war ein Anhänger Martin Bubers und wurde später dessen Schwiegersohn, und so überrascht es nicht,

dass er hier ungewöhnlich lang aus Bubers Buch *Drei Reden über das Judentum* zitiert, das gerade 1911 erschienen war. Für den Juden, so Buber, sei die „Gemeinschaft seines Blutes“ (Strauß 2002, 99) entscheidend, und Strauß verstand dies unmittelbar organisch: „Der augenfällige körperliche Unterschied des jüdischen und nichtjüdischen Deutschen ist notwendig mit einem inneren Unterschied, mit einer Verschiedenheit der nationalen Substanz verbunden.“ (Strauß 2002, 100) Für den Unterschied zwischen Deutschen und Juden gelte: „Der Deutsche erfaßt die sinnliche Gestalt und ahnt in ihr den Geist. Der Jude erlebt den Geist und erschafft aus ihm zu seinem Dienst erst die sinnliche Welt.“ So unterstützte Strauß den Plan Goldsteins, „ein zentrales Organ für jüdisches Schrifttum in deutscher Sprache zu schaffen.“ (Strauß 2002, 103) Die deutschen Juden befänden sich in einem Übergang, ein Teil werde völlig deutsch werden, ein anderer werde zum nationalen Judentum zurückfinden und für diese werde der Zionismus in Palästina „ein kulturelles Zentrum für die Judenheit der ganzen Welt geschaffen“. Dann werden die deutschen Juden „einen geschlossenen Kulturkreis bilden, sie werden eine eigene Literatur und Kunst, vielleicht sogar – neben der amtlichen deutschen – eine eigene Sprache haben.“ (Strauß 2002, 105)

Der lange Beitrag von Ferdinand Avenarius, dem Herausgeber des *Kunstwart*, unterstützte grundsätzlich die Auffassung Goldsteins, dass Juden und Nichtjuden sich voneinander trennen sollten, „die Herstellung klarer Zustände“ (Avenarius 2002, 86–87) sei unerlässlich. Er stellte auch die Nähe Goldsteins zu antisemitischen Auffassungen fest: „Den tatsächlich erreichten Zustand kann der leidenschaftliche Antisemit nicht viel anders schildern, als der begeisterte Jude Goldstein“. (Avenarius 2002, 81) Es sei jetzt die Aufgabe, die Arbeit von Juden und Nichtjuden so zu organisieren, dass sich beide gut entwickeln können und sich dabei „mindestmöglich hemmen“ (Avenarius 2002, 84; im Original hervorgehoben). Avenarius teilt die Juden in zwei Gruppen. Die Gruppe derjenigen, die normale Deutsche werden wollten, lehnte er ab mit dem Hinweis, „daß gerade diejenigen Juden auf weniger allgemeine Sympathie rechnen können, die ihr Volkstum auflösen wollen.“ (Avenarius 2002, 86) Die Taufe werde als Charakterlosigkeit und Schwäche angesehen (Avenarius 2002, 83). Die andere Gruppe sei die des „rassigen und seiner selbst bewußten Judentums“; sie sei nicht geringzuschätzen und mehr noch: „Das *Judentum* wollen wir stärken, das *Judentum* veredeln“ (Avenarius 2002, 85). Zu Goldsteins Ausführungen über den unverhältnismäßig großen Einfluss der Juden, ihre „Vormachtstellung“ im deutschen Geistesleben, bemerkte er, dass dieser nicht auf besonderer künstlerischer oder wissenschaftlicher Befähigung beruhe, sondern zurückzuführen sei auf „Einrichtungen des Kapitalismus, Reichtum, Betriebsamkeit, gegenseitige Förderung“ (Avenarius 2002, 82). Mit dem Niedergang des Kapitalismus werde auch „die Vorherrschaft des Judentums von selbst“ zurückgehen (Avenarius 2002, 84). Avenarius griff die Antisemiten an, die alle Juden ohne Unterscheidung bekämpften, und er versuchte so dem Vorwurf zu entgehen, er sei selbst Antisemit. Die

Schlussätze seines Beitrages über das Verhältnis von Juden und Nichtjuden, die zentrale Gedanken Goldsteins aufgreifen, machen seine zwiespältige Haltung deutlich: „Wir wollen uns ihrer so gern, und sie könnten sich unserer freuen. Wir wollen uns auch gegenseitig anregen, nur: *wir wollen einander nicht fälschen*. So schwierig ein reinliches Scheiden und nach ihm ein Sich-Verbünden oder Verbinden hier ist, möglich ist es wohl *noch* ohne ‚Kulturkrach‘. Wie lange noch?“ (Avenarius 2002, 92)

Welcher Position Avenarius tatsächlich zuneigte, kann man ableiten aus der Tatsache, dass er Philipp Stauff, einem antisemitischen Publizisten, das letzte und, nach Goldsteins Schlusswort, das allerletzte Wort einräumte. Er beklagte das „Erbe des unseligen Hardenberg, der in jüdischer Schuld knechtschaft war und deshalb die Judenemanzipation durchsetzen mußte“ (Stauff 2002, 127). Stauff war Anhänger der völkisch-germanischen Ideologie: „Das deutsche Volk wird eher mit einem durch die Welt hallenden Ruck das Christentum völlig abwerfen und aus der Weltanschauung seiner Väter Bewahrungskraft schöpfen, als daß es sich auf die Dauer sein Blut verunreinigen läßt!“ (Stauff 2002, 118; im Original hervorgehoben) – mit ‚jüdischem Blut‘ natürlich. Goldstein setzte sich in seinem Schlusswort gegen Stauffs Behauptungen zur Wehr, hatte allerdings keinerlei Hoffnung: „Aber gegen Vorurteil und Mittelalter gibt es keine Waffen.“ (Goldstein 1912b, 130)

Goldstein hat sich durch diese Diskussion – so seine späteren Angaben – völlig falsch verstanden gefühlt, sein Artikel „treibt überhaupt keine Politik“ (Goldstein 1982, 197 und Goldstein 1977, 104). Er ließ sich zwar noch zu der 20seitigen Schrift *Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur* überreden, aber auch hier zeigte sich seine Distanz zur jüdischen Literatur und zum Judentum selbst. Trotz „allen scharfsinnigen Beweisen jüdischer Unproduktivität“ müsse man weiterhin glauben, und wir, die Juden, „glauben an Helios.“ (Goldstein 1912c, 9) 1906 hatte Goldstein einen „Goethe der Juden in Deutschland“ (Goldstein 1906, 34 und Goldstein 1997, 121–122) gefordert, im *Kunstwart*-Aufsatz zählte er als Vorbilder nur Deutsche auf: „Goethe und Lessing und Kant und Beethoven“ (Goldstein 1912a, 55). Er hatte die Werte seiner Zeit verinnerlicht. Es ist bezeichnend, dass er den Antisemitismus das erste Mal erlebte, als er sich wegen seiner jüdischen Herkunft von einer schlagenden Verbindung ausgeschlossen sah. Er wollte denjenigen, der es wagte, gegen ihn ‚tolerant‘ zu sein, vor die Klinge fordern (Goldstein 1912a, 40). Die Abweisung durch die schlagende Verbindung überzeugte ihn davon, „that the jew was a creature without ‚honour‘“ (Goldstein 1957, 241). Noch in seinen in den letzten Lebensjahren entstandenen Erinnerungen schrieb er: „Wenn die Juden schon verachtet sind, so sollen sie doch nicht verächtlich sein. Darum letzten Endes stelle ich mich offen und unerschrocken auf die Seite der Juden.“ (Goldstein 1977, 102; Goldstein 1982, 195) Immer wieder ging es Goldstein um Ehre, um die „künstlerische Ehre“ (Goldstein 1906, 36), um die „Ehre, ein deutscher Dichter zu heißen“ (Goldstein 1912a, 56), um seinen Wunsch, dass das „Wort Jude von selbst zum Ehrennamen“ werde (Goldstein 1912a, 53). Er wollte den unter Kaiser Wilhelm II. gewachse-

nen Begriff der Ehre auf das Judentum übertragen und ersehnte „*das jüdische Hel-denideal*.“ (Goldstein 1912c, 18) Zugleich fürchtete er aber, diesen Ansprüchen selbst nicht gerecht werden zu können: „Was brauchen die Juden? Was erwartet die Zeit zumal von uns deutschen Juden? Männer der Tat, Führer. Und ich? Bin ein Künstler, ein Gewächs, das in der Stille gedeiht, im Garten, behütet und gepflegt.“ (Goldstein 1997, 124) Und dennoch schrieb er als Bildungsbürger: „Bei den Dichtern, nicht bei den Praktikern liegt die Verwirklichung von Herzs Ideen.“ (Goldstein 1912c, 20) Als dieser Bildungsbürger lehnte er die Revolution 1918/19 ab. In seinen späten Erinnerungen formuliert er: Es „ereignete sich jener verhängnisvolle 9. November, der als schwarzer Schicksalstag die deutsche Geschichte überschattete“ (Goldstein 1977, 107). Schon 1927 hatte er notiert: „Vor dem 9. November aufrechter Monarchist, nach dem 9. November aufrechter Republikaner: er ist ein Konjunkturpatriot.“ (Goldstein 1997, 135) Eine gerechte Behandlung der Juden erwartete er allerdings von der Monarchie nicht mehr.

Goldsteins Position war äußerst gespannt zwischen der Hoffnung auf eine selbstbewusste jüdische Literatur und Kultur und dem Wissen, dass das Eingebundensein in die deutsche Kultur zumindest für ihn selbst – und wohl auch die anderen akkulturierten Juden – nicht überwunden und rückgängig gemacht werden konnte. Er erinnerte sich: „Ich sah mich in einer Doppelheit, die mich in zwei Hälften zu zerreißen drohte“ (Goldstein 1982, 196), und aus dieser ‚Doppelheit‘ entstanden die Widersprüche seiner Argumentation – ein „Leben im Zwiespalt“ (Goldstein 1997, 122). Seiner eigenen Forderung, seinen jüdischen Namen offen als solchen zu tragen (Goldstein 1912a, 56), konnte er nicht nachkommen. Moritz Goldstein sei ein „Witzblattname“ gewesen (Goldstein 1977, 46), und so hat er seine erste Veröffentlichung im *Kunstwart* unter dem Pseudonym Egon Distl veröffentlicht (Distl 1901). Später verwendete er noch andere Pseudonyme: Inquit als Gerichtsreporter und Michael Osten als Dichter (Goldstein 1997, 125). Politisch äußerte er sich nach 1912 zur ‚Judenfrage‘ erst wieder unter dem Eindruck der Judenverfolgung durch die Nationalsozialisten, er verfasste ein 185seitiges Manuskript *Die Sache der Juden*, das nicht veröffentlicht wurde (Schlör 2005), und 1942 erschien unter seinem Pseudonym Michael Osten ein Buch über das Problem des politischen Führers von Caesar bis Hitler (Osten 1942).

Das „Dilemma der doppelten Identität“ (Goldstein 1997, 81) hatte soziale Ursachen, die in der Geschichte der Deutschen, insbesondere der späten staatlichen Einheit und dem Fehlen demokratischer Traditionen begründet waren. Die Deutschen lebten „mehr als ein anderes Volk in Europa während des ganzen 19. Jahrhunderts in seinen verschiedenen Landschaften, Schichten, Gesellschaften und Gemeinschaften in den Bannkreisen verschiedenartiger Traditionen, aber auch geistig wie gesellschaftlich in verschiedenen Zeitaltern.“ (Schulz 1977, 155) Diese „Zerrissenheit der Gesellschaft in Weltanschauungsblöcke“ (Hölscher 1989) wurde verstärkt durch die Konstruktionen vom ‚Wesen‘ verschiedener Nationen oder Völker, das nicht als

Beschreibung verstanden wurde, sondern als Verpflichtung und normatives Ziel. Konflikte zwischen den Nationen wurden immer wieder ins Weltanschauliche verschoben und konnten nicht gelöst werden. Dies war eine wichtige Voraussetzung für den Hass, von dem Goldstein schrieb, und jenes ‚großen Hassens‘, mit dem Cheskel Zwi Klötzel eine 1912/13 unmittelbar an die *Kunstwart*-Debatte anschließende Diskussion in der Zeitschrift *Janus* einleitete. Klötzel schrieb: „Wer seine *Eigenart* zu spüren beginnt, der muß den Abstand sehen zwischen ihm und anderen.“ (Klötzel 2002, 187) Der hierdurch hervor getriebene Hass könne „vom Negativen ins Positive“ projiziert werden und sei dann nichts anderes „als unsere unversiegbare Liebe zu allem Jüdischen“ (Klötzel 2002, 190). In der von Klötzel angestoßenen Debatte um den Hass war der von den Nationalsozialisten vollzogene Kulturbruch, die Abkehr von allen aufklärerischen und humanistischen Traditionen, angedeutet.

Die tiefe Spaltung der deutschen Gesellschaft zeigte sich darin, dass innerhalb Berlins Subkulturen vorhanden waren, die voneinander fast keine Kenntnis nahmen. So wusste Goldstein offenbar nichts von der gegen die antisemitischen Tendenzen an der Berliner Universität gegründeten *Freien Wissenschaftlichen Vereinigung*, aus der dann der *Neue Club* entstand, der die Keimzelle des Berliner Frühexpressionismus wurde. Die wichtigste expressionistische Zeitschrift war *Die Aktion*, und dort wurde nur ein Mal von Cheskel Zwi (Klötzel) über die *Kunstwart*-Debatte berichtet (Klötzel 1912). Die Zionisten vertraten weitgehend ein konservatives Kunst- und Kulturprogramm. Ihre Reaktion auf Goldsteins Aufsatz war dennoch keineswegs einhellig positiv. In seinen Erinnerungen schrieb Kurt Blumenfeld zwar, Goldstein habe die Meinung der Zionisten ausgesprochen, der Artikel war „eine erhellende Tat und sagte das aus, was wir fühlten, aber bisher nie so gut hatten ausdrücken können.“ (Blumenfeld 1962, 58) In einem Brief aber wies er darauf hin, dass es „auch in zionistischen Kreisen lauten Widerspruch“ gab (Blumenfeld 1976, 261). Auf dem Zionistischen Kongress im September 1913 in Wien wurde Goldstein heftig angegriffen (Stenographisches Protokoll 1914, 325–327). Als die Zionistische Vereinigung für Deutschland am 20. Januar 1933, zehn Tage vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, ein offizielles Rundschreiben herausgab, wurden Goldsteins Überlegungen dennoch fast wörtlich übernommen:

Es bleibt den Juden nichts anderes übrig, als Juden zu sein und der nichtjüdischen Welt deutlich distanziert gegenüberzutreten. [...] Mit verstecktem Judentum, mit Renegatentum, mit einer gewollten nichtjüdischen Form des Auftretens kann der Jude seinen Platz in dieser Welt nicht mehr finden. Die Welt hat genug von dem ‚getarnten‘ Judentum, das sie fürchtet, weil es proteusähnlich in zahlreichen Verwandlungen auftritt und sich zum Sachwalter von Richtungen und Bewegungen der nichtjüdischen Welt macht, die es zwar geistig beherrscht, die es aber legitimerweise niemals repräsentieren kann. (Blumenfeld 1957, 139)

Literaturverzeichnis

- Wesentliche Beiträge zur *Kunstwart*-Debatte sind erschienen in: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 2002. Bd. 13: *Deutsch-jüdischer Parnaß*. Rekonstruktion einer Debatte. Berlin, Wien: Philo, 2002 [*Menora*].
- Acher, Mathias [M.A., Pseudonym für Nathan Birnbaum]: „Wo soll man denn hinkommen?“ *Die Freistadt. Alljüdische Revue. Monatsschrift für jüdische Kultur und Politik* 1 (1913), H. 1, 66–68.
- Acher, Mathias [Pseudonym für Nathan Birnbaum]: „Zur Frage des jüdischen Geisteslebens in Deutschland“. *Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum* 12, H. 4 (April 1912), 305–312.
- Albanis, Elisabeth: *German-Jewish Cultural Identity from 1900 to the Aftermath of the First World War*. Tübingen: Niemeyer, 2002.
- Anonymus: „Deutsche Tageszeitung: [Sprechsaal]“ (1912). *Menora*, 74–75.
- Anonymus: „Jüdische Rundschau: Kulturkonflikt“ (1912). *Menora*, 133–153.
- Avenarius, Ferdinand: „Aussprache mit Juden“ (1912). *Menora*, 77–92.
- Blumenfeld, Kurt: *Erlebte Judenfrage. Ein Vierteljahrhundert deutscher Zionismus*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1962.
- Blumenfeld, Kurt: *Im Kampf um den Zionismus. Briefe aus fünf Jahrzehnten*. Hrsg. von Miriam Sambursky und Jochanan Ginat. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1976.
- Blumenfeld, Kurt: „Ursprünge und Art einer zionistischen Bewegung“. *Bulletin für die Mitglieder der ‚Gesellschaft der Freunde des Leo Baeck Instituts‘* 1 (1957), H. 4, 129–140.
- Brod, Max: *Streitbares Leben. Autobiographie*. München: Kindler Verlag, 1960.
- Distl, Egon [Pseudonym für Moritz Goldstein]: „Ästhetik und Kunstwerk“. *Der Kunstwart. Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste* 14, 2 (1901), 302–305.
- Fritsch, Theodor: *Handbuch der Judenfrage. Die wichtigsten Tatsachen zur Beurteilung des jüdischen Volkes*. Leipzig: Hammer, 1938.
- Geiger, Ludwig: „Der Kunstwart und die Judenfrage“. *Menora*, 137–147.
- Goldstein, Julius: „Moritz Goldsteins ‚Deutsch-jüdischer Parnaß‘“. *Im deutschen Reich. Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* 18 (1912), Nr. 10, 437–450.
- Goldstein, Moritz (Inquit): *Berliner Jahre. Erinnerungen 1880–1933*. Hrsg. von Kurt Koszyk. München: Verlag Dokumentation, 1977.
- Goldstein, Moritz: *Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur*. Berlin: Jüdischer Verlag, [1912c].
- Goldstein, Moritz: „Der ‚Kunstwart‘-Aufsatz zur Judenfrage“ (1982). *Menora*, 193–199.
- Goldstein, Moritz: „Deutsch-jüdischer Parnaß“ (1912a). *Menora*, 39–59.
- Goldstein, Moritz: „Geistige Organisation des Judentums“ (1906). *Menora*, 21–38.
- Goldstein, Moritz: „German Jewry’s Dilemma. The Story of a Provocative Essay“. *Leo Baeck Institute Year Book* 2 (1957), 236–254.
- Goldstein, Moritz: „Professor Dr. Julius Goldsteins Kritik meines Kunstwart-Aufsatzes“. *Im deutschen Reich. Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* 19 (1913), Nr. 3, 97–101.
- Goldstein, Moritz: „Schlusswort“ (1912b). *Menora*, 128–131.
- Goldstein, Moritz: „Texte zur jüdischen Selbstwahrnehmung aus dem Nachlaß“. Mit einer Einführung hrsg. von Elisabeth Albanis. *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 7 (1997), H. 1, 79–135.
- Hitler, Adolf: Rede vor dem Reichstag am 30.1.1939. Helmut Berding (Hrsg.): *Moderner Antisemitismus in Deutschland*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1988, 70–72.

- Hölscher, Lucian: *Weltgericht oder Revolution. Protestantische und sozialistische Zukunftsvorstellungen im deutschen Kaiserreich*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1989.
- Horch, Hans Otto (Hrsg.): *Ludwig Strauß. 1892-1992. Beiträge zu seinem Leben und Werk*. Tübingen: Niemeyer, 1995.
- [Klötzel], Cheskel Zwi: „Deutsch-jüdischer Parnaß“. *Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst* 2 (1912), Nr. 20, 620–621.
- Klötzel, Cheskel Zwi: „Das grosse Hassen. Ein Beitrag zur Judenfrage in Deutschland“. *Menora*, 153–157.
- Klötzel, Cheskel Zwi: „Das große Hassen. Ein Beitrag zur Judenfrage in Deutschland (Schlusswort)“. *Menora*, 183–191.
- Landsberger, Artur: „Antwort des Herausgebers“. Landsberger, Artur (Hrsg.): *Judentaufen*. München: Georg Müller, 1912, 71–72.
- Lissauer, Ernst: „[Sprechsaal]“. *Menora*, 61–71.
- Loewenberg, Jakob: „[Sprechsaal]“. *Menora*, 107–112.
- M., H.: „[Sprechsaal]“. *Menora*, 112–115.
- Miller, Anton van [Pseudonym für Rudolf Bienenfeld]: *Deutsche und Juden*. Prag: Soziologische Verlagsanstalt, 1936.
- Osten, Michael [Pseudonym für Moritz Goldstein]: *Führers Must Fall. A Study of the Phenomenon of Power from Caesar to Hitler*. London: W.H. Allen & Co., 1942.
- Quentin, Franz [Pseudonym für Ludwig Strauß,]: „[Sprechsaal]“. *Menora*, 96–105.
- R., H. [Hugo Rosenthal ?]: „[Sprechsaal]“. *Menora*, 71–71.
- Rennecke, Petra: „Jakob Loewenberg und die ‚Kunstwart-Debatte‘“. Steinecke, Hartmut; Nölle-Hornkamp, Iris; Tiggesbäumker, Günter (Hrsg.): *Jüdische Literatur in Westfalen. Spuren jüdischen Lebens in der westfälischen Literatur*. Bielefeld: Aisthesis, 2004, 65–98.
- Schlör, Joachim: *Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822–1938*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005.
- Schulz, Gerhard: „Der späte Nationalismus im deutschen politischen Denken des neunzehnten Jahrhunderts“. Liebeschütz, Hans; Paucker, Arnold (Hrsg.): *Das Judentum in der deutschen Umwelt 1800–1850*. Tübingen: Mohr (Siebeck), 1977, 95–137.
- Stauff, Ph[ilipp]: „Die Juden in Literatur und Volk“. *Menora*, 115–128.
- Stenographisches Protokoll der Verhandlungen des XI. Zionistischen Kongresses in Wien*. Hrsg. vom Zionistischen Aktionskomitee. Berlin und Leipzig: Jüdischer Verlag, 1914.
- Voigts, Manfred: „Moritz Goldsteins ‚Deutsch-jüdischer Parnaß‘: Politische Kampfschrift und unpolitisches Bekenntnis“. *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 24 (2014), H. 1, 145–194.